

IMPULSREFERATE

Dr. Karl-Heinz Gerstenberg

Hochschulpolitischer Sprecher der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN im Sächsischen Landtag

Ich danke Antje Hermenau. Die guten Wünsche für den Erfolg dieser Tagung wollen wir versuchen umzusetzen und das, was jetzt vor der Mittagspause dazu beitragen soll, das ist sozusagen das Fundament für den restlichen Tag. Das sind nämlich die beiden Kurzreferate. Wir haben eingeladen Dr. Peer Pasternack und Andrea Hoops. Und wir werden wegen des Themas, weil es nämlich um die demografische Entwicklung und Auswirkung auf Studentenwerke geht, die Probleme die entstehen und die Lösungsstrategien, die sich dort anbieten, mit Dr. Peer Pasternack beginnen. Herr Pasternack ist mit dem Thema Studentenwerke ja in mehrfacher Hinsicht verbunden. Zum einen wissen viele hier im Saal, das ist sicher gut bekannt, dass er Sprecher des Studentenrates der Uni Leipzig Anfang der 90er-Jahre war, sozusagen einer der Nutznießer und Motivatoren der Studentenwerke. Er ist dann als Staatssekretär im Berliner Senat für die Studentenwerke mit verantwortlich gewesen und ist mittlerweile ein Mann der Wissenschaft, also seit mehreren Jahren hier Forschungsdirektor im Institut für Hochschulforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Es sind also sehr verschiedene Aspekte der Biografie, die hier einfließen. Ich bin jetzt gespannt auf den Vortrag zum Thema "Veränderte Rahmenbedingungen neuer eh Ressourcen und System im Wandel, demografische Probleme und die Lösungsstrategien." Bitte, Herr Pasternack.

IMPULSREFERAT I: DAS HOCHSCHULSYSTEM IM WANDEL - DEMOGRAPHISCHE PROBLEME UND LÖSUNGSSTRATEGIEN FÜR SACHSEN

Dr. Peer Pasternack

Forschungsdirektor, Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg

Aus Gründen der Übersichtlichkeit habe ich

die aktuelle Situation der ostdeutschen Hochschulen im Schema einer so genannten SWOT-Analyse dargestellt (Abb. 1). Die-se veranschaulicht die zentralen internen und externen Faktoren der Situierung einer Einrichtung oder eines Bereiches. Die internen Faktoren sind als Stärken und Schwächen bezeichnet – intern deshalb, weil sie innerhalb des sächsischen Hochschulwesens aktiv bearbeitet werden können. Die externen Faktoren werden unter den Begriffen Chancen und Risiken dargestellt – extern deshalb, weil sie Rahmenbedingungen darstellen, die innerhalb der Hochschulen nicht bearbeitet werden können, aber für deren Entwicklung in Rechnung gestellt werden müssen. Unser Betrachtungsbereich ist nun das sächsische Hochschulwesen, wozu selbstredend auch die Studentenwerke gehören. Wenn wir uns anhand der SWOT-Struktur anschauen, was die Stärken der sächsischen Hochschulen sind, dann lassen sich drei Punkte herausheben:

- Erstens gibt es Ausstattungsvorteile der sächsischen Hochschulen gegenüber westdeutschen Hochschulen – allerdings nicht gegenüber den anderen, d.h. den nichtsächsischen ostdeutschen Hochschulen: Dort ist die Situation in einigen Punkten, die ich jetzt aufzähle, ziemlich ähnlich. Die Ausstattungsvorteile resultieren daraus, dass eindrucksvolle Finanztransfers in den 90er-Jahren und im laufenden Jahrzehnt in die ostdeutschen Hochschulen geflossen sind, und all das, was neu gestaltet wurde, natürlich auf dem jeweils neuesten Ausstattungsniveau gestaltet wurde. Dadurch gibt es jetzt einen gewissen Modernitätsvorsprung gegenüber westdeutschen Hochschulen. Das wird sich aber im Laufe der Zeit auch wieder verlieren.
- Zweitens gibt es noch bestehende Leistungsstärken – die Betonung liegt auf „noch“ – im Bereich insbesondere der Fachstudiendauern, die noch kürzer als in Westdeutschland sind, und im Bereich der Lehrorientierung des Hochschulpersonals.
- Drittens gibt es gute Bewertungen in Rankings, sofern man dort die subjektiven Zufriedenheitsfaktoren in Augenschein nimmt. In Rankings werden in der Regel objektive Faktoren erfragt, etwa die Aus-

stattung mit Bibliotheken, mit Apparaturen, mit Wohnheimplätzen usw. Daraus ergeben sich objektivierte Daten. Zusätzlich werden aber meist auch Zufriedenheitserhebungen durchgeführt, d.h. es werden Studierende, mitunter auch Lehrende befragt, wie sie sich in der Situation an der jeweiligen Hochschule aufgehoben fühlen. Da haben die sächsischen Hochschulen in der Regel gut abgeschnitten. Daneben gibt es Schwächen, also Leistungsdefizite:

- Zwar sind die sächsischen Hochschulen im innerostdeutschen Vergleich ganz gut aufgestellt, aber dieser Vergleich gilt nicht mehr, da es ja die DDR nicht mehr gibt. Heute ist der gesamtdeutsche Vergleich die relevante Bezugsebene. In dieser Betrachtung sind die sächsischen Hochschulen allenfalls in einigen Bereichen – an der TU Dresden häufiger, als an anderen Hochschulen – durch Plätze im oberen Leistungsdrittel ausgezeichnet.

SWOT-Analyse

- (a) Interne Analyse: Stärken (Strengths), Schwächen (Weaknesses)
 (b) Externe Analyse: Chancen (Opportunities), Bedrohungen (Threats)

Interne Faktoren	<p>Stärken <i>(innerhalb der Hochschulen unmittelbar beeinflussbar)</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Ausstattungsvorteile • noch bestehende Leistungsstärken (Studiendauer, Lehrorientierung) • gute Bewertung in Rankings vor allem bei subjektiven Zufriedenheitsindikatoren 	<p>Schwächen <i>(innerhalb der Hochschulen unmittelbar beeinflussbar)</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Leistungsdefizite • Abbau bisheriger Leistungsstärken • unterdurchschnittliche fachliche Reputation
Externe Faktoren	<p>Chancen <i>(aus günstigen Kontextbedingungen resultierend)</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • hohe Studiennachfrage in Westdeutschland • Hochschulpakt mit Ost-Sonderregelungen • Fachkräftebedarf in Ostdeutschland 	<p>Risiken <i>(aus ungünstigen Kontextbedingungen resultierend)</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Demografie → niedrige Studiennachfrage in Ostdeutschland • Haushaltsentwicklung in ostdeutschen Ländern • Imageprobleme ostdeutscher Regionen

Stärken stärken, Schwächen reduzieren/eliminieren, dabei Chancen nutzen und Risiken, wo möglich, einbeziehen, ansonsten meiden

- Eine zweite Schwäche ist, dass die bisherige Leistungsstärken – kürzere Fachstudiendauer und eine stärkere Lehrerorientierung des Personals – seit Anfang des laufenden Jahrzehnts sukzessive abgebaut werden. Diese werden also aller Voraussicht nach in wenigen Jahren schlichtweg verschwunden sein. Dann sind etwa Studienzeiten an sächsischen Hochschulen genauso hoch wie im gesamtdeutschen Durchschnitt.

- Zum dritten gibt es einen Unterschied bei der fachlichen Reputation der sächsischen Hochschulen. Reputation ist wieder etwas sehr Subjektives. Sie setzt sich aus Wahrnehmungen oder gefühlten Wahrnehmungen zusammen. Dies wird indiziert dadurch, dass z.B. Professoren gefragt werden, wenn sie ihrem Tochter oder ihrem Sohn einen Studienplatz im eigenen Fach empfehlen sollten, welche Hochschule sie dann empfehlen sollten. Und dann werden in der Regel Hochschule westdeutsche Hochschulen genannt. Das ist mitunter sachlich unbegründet, aber die Reputationsbildung einer Hochschule ist ein langwieriger Prozess.

Das ist also die Situation in den Bereichen, die die sächsischen Hochschulen selbst beeinflussen können. Daneben gibt es die externen Faktoren, also das, was sie nicht selbst beeinflussen können: Chancen und Risiken.

Die Chancen lassen sich auch als günstige Kontextbedingungen bezeichnen:

- Da haben wir zunächst eine hohe Studiennachfrage in Westdeutschland, die in den nächsten Jahren noch massiv ansteigen wird, und die westdeutschen Hochschulen werden nicht in der Lage sein, diese Studiennachfrage angemessen zu bedienen. Das kann eine Chance bieten für unterausgelastete Studiengänge oder insgesamt unterausgelastete Hochschulen in Ostdeutschland, etwa in Sachsen.

- Zweitens: Es gibt einen Hochschulpakt zwischen Bund und Ländern, der ostspezifische Sonderregelungen enthält. Die ostdeutschen Hochschulen, auch die sächsischen, bekommen Geld dafür, dass sie, obwohl die eigenen regionalen Studienanfängerzahlen zurückgehen, dennoch die Studienanfängerplätze auf dem Niveau

des Jahres 2005 erhalten werden. Statt dessen sollen westdeutsche Studieninteressierte, die an westdeutschen Hochschulen keinen Studienplatz finden, weil die-se völlig überlaufen sein werden, gewonnen werden.

- Drittens ist eine Chance für die ostdeutschen Hochschulen, dass ein massiver Fachkräftebedarf der ostdeutschen Wirtschaft und bei anderen Beschäftigten in Ostdeutschland entsteht. Das hängt mit dem Generationswechsel in den ostdeutschen Unternehmen zusammen. Dort haben sich nach 1990 Überlebensgemeinschaften gebildet, die aus bisherigen volkseigenen Betrieben Unternehmen gegründet haben, und diese Überlebensgemeinschaften waren seinerzeit zwischen 35 und 50 Jahre alt und gehen jetzt innerhalb eines kurzen Zeitfensters komplett in Ruhestand. Diese Fachkräfte müssen ersetzt werden. Das heißt: Für viele Studiengänge wird man Studierenden, die an eine sächsische Hochschule gehen, eine faktische Arbeitsplatzgarantie für die Zeit nach dem Studium geben können. Das kann für viele derjenigen, die sich die Frage stellen, ob sie besser eine Berufsausbildung machen oder ein Studium aufnehmen sollten, ein wesentliches Argument für ein Studium sein.

Gleichzeitig gibt es Risiken, die von außen kommen, also hochschulextern an die Hochschule herangetragen werden:

- Das ist zunächst die schon erwähnte demografische Situation mit der daraus folgenden niedrigen Studiennachfrage aus Sachsen selbst. In den nächsten Jahren gelangen die Geburtsjahrgänge der ersten Hälfte der 90er Jahre an die Hochschulen. Der seinerzeitige Geburtenknick, der auch nachfolgenden nur marginal korrigiert wurde, führt zum Einbruch der Studienplatznachfrage auf 60 bis 50 %. Das ist nicht nur deshalb problematisch, weil sich damit ein heute bereits spürbar werdendes Fachkräfteproblem in den Unternehmen dramatisch verschärft. Vielmehr erzeugt es auch massiven Druck auf die Hochschulfinanzierung, denn Hochschulen werden vor allem wegen ihrer Studienplätze und deren Auslastung finanziert.

- Zugleich wird Sachsen, wie die

anderen östlichen Bundesländer, demnächst mit erneuten kritischen Zuspitzungen der öffentlichen Kassenlage umzugehen haben: Ab 2008 verlaufen die Zuschüsse aus dem Solidarpakt degressiv; nach der derzeitigen Beschlusslage sollen sie bis 2019 auf Null abgeschmolzen werden. Durch die relative makroökonomische Positionsverbesserung der ostdeutschen Länder infolge der EU-Osterweiterung geht die Berechtigung zur Ziel-1-Förderung im Rahmen des EFRE – d.h. dass EFRE-Projekte zu lediglich 25% gegenfinanziert werden müssen – absehbar zu Ende, zunächst (2010) z.B. für Leipzig. Abwanderung und demografischer Wandel bewirken sinkende Einwohnerzahlen und damit geringere Zuweisungen im Rahmen des Länderfinanzausgleichs. Die geringeren Löhne mindern im Vergleich zu Westdeutschland die Einkommenssteuereinnahmen. Die nach wie vor bestehenden Produktivitätsrückstände und dadurch geringere Wirtschaftsleistung bewirken auch bei anderen Steuern niedrigere Einnahmen. Sonderprogramme des Bundes im Wirtschafts- und Wissenschaftsbereich sind nicht auf Dauer zu stellen.

- Drittens schließlich gibt es ein Imageproblem der ostdeutschen Regionen. Dass im Osten vor allem Plattenbauten stünden, der Wohnkomfort und die Lebensqualität geringer sei, kann u.U. noch durch Information richtiggestellt werden. Dagegen sind „national befreite Zonen“, die NPD im Stadtrat, Kreis- und Landtag sowie kulturelle Hegemonie der rechtsextremen Szene an vielen Orten nicht wegzudiskutierende Fakten. Das ist ein nicht zu unterschätzender Faktor, wenn es etwa darum geht, dass westdeutsche Studieninteressierte Sachsen als möglichen künftigen Studienort in Betracht ziehen sollen. Das Imageproblem ostdeutscher Regionen ist, wie unmittelbar einsichtig, ein gesellschaftspolitisches Problem. Gleichwohl muss es auch hochschulpolitisch berücksichtigt, kann also nicht ignoriert werden. Das heißt: Eine Werbekampagne im Kino oder mit Plakaten unter dem Titel "Studieren Sie in Sachsen", die vollständig unberücksichtigt lässt, dass es Gründe gibt, die nicht nur dem Ressentiment geschuldet sind, warum sich jemand

aus dem Saarland oder Nordrhein-Westfalen nicht nach Sachsen begeben möchte, beispielsweise weil er nichtdeutsche Eltern hat, ist schlicht naiv. Sie ist aber auch verantwortungslos. Man kann jedenfalls niemandem, der erkennbar nicht „deutsch“ aussieht, guten Gewissens raten, nach Sachsen oder nach Brandenburg zum Studieren zu gehen.

Was tun? Die Situation kann kritisch werden. Denn es ist nicht zu erwarten, dass eine Hochschule, die zu lediglich 60 Prozent ihre Lehrkapazitäten auslasten kann, 100 Prozent ihrer gegenwärtigen Größe finanziert bekommt. Das betrifft auch unmittelbar die Studentenwerke. Wenn 40 Prozent weniger Essen gekocht werden müssen und 40 Prozent weniger Wohnheimplätze benötigt werden, dann werden auch bei den Studentenwerken nicht die bisherigen Ausstattungen erhalten bleiben. Derzeit scheinen die Studentenwerke dieses Problem scharfsinniger voraussehen als die Hochschulleitungen. Hier kann auch ausdrücklich ermutigt werden, in dieser Frage gegenüber den Hochschulen gleichsam eine prognostische Seismografenfunktion wahrzunehmen. Das Ziel sollte darin bestehen, dass die Hochschulen gemeinsam mit dem jeweiligen Studentenwerk die nötige Sensibilisierung betreiben und rechtzeitig beginnen – rechtzeitig heißt heute –, Gegenstrategien zu entwickeln.

Wenn versucht werden soll, westdeutsche Studieninteressierte, die in den westdeutschen Hochschulen nicht unterkommen, nach Ostdeutschland zu locken, damit sie die hier freien Kapazitäten nutzen, dann muss eine doppelte Trendumkehr bewerkstelligt werden:

- Es muss erstens die generelle hohe Immobilität deutscher Studienanfänger umgekehrt werden. 87 Prozent aller deutschen Studienanfänger studieren in dem Bundesland, in dem sie geboren wurden und aufgewachsen sind oder in einem der Nachbarbundesländer, d.h. maximal in einem Einstundenabstand vom Heimatort.
- Der zweite Trend, der umgekehrt werden muss, ist die seit Jahren verfestigte Ost-West-Wanderung zum Studieren: Sächsische Studienberechtigte wandern nach Westdeutschland zum Studieren, weil

sie prognostizieren, dass dort die besseren Berufschancen nach dem Studium bestehen. Dieser Punkt ist zumindest argumentativ leicht auflösbar: Für die Absolventen und Absolventinnen zahlreicher Studiengänge wird es in den nächsten Jahren wegen der Verrentung von Fachkräften eine faktische Arbeitsplatzgarantie in Sachsen selbst geben.

Das erstgenannte Problem – die generelle Immobilität von Studienanfängern – wird voraussichtlich das schwierigere sein. Dazu muss man sich die Gründe betrachten, warum Studierende und Studienanfänger überwiegend immobil sind. Dafür gibt es soziale und finanzielle Gründe, und es gibt Gründe, die in der biografischen Passage begründet sind, in der eine Studienwahl und Studienortentscheidung zu treffen ist. Einerseits nutzen sehr viele Studienanfänger/innen die Chance, mit Studienbeginn die Loslösung vom Elternhaus einzuleiten und erstmals in ihrem Leben eine eigene Unterkunft zu suchen. Andererseits wählen sie dafür ganz überwiegend Hochschulorte im eigenen oder einem Nachbarbundesland – anders gesagt: etwa innerhalb eines Einstundenradius vom Herkunftsort. In der biografisch völlig neuen Situation an der Hochschule treten Verhaltensunsicherheiten auf, denn Studienanfänger/innen begeben sich, indem sie ein Studium aufnehmen, in der Regel erstmals in ihrem Leben in eine weitgehend selbstverantwortete Situation. Diese Situation ist unbekannt, und daher geht dieser Schritt einher mit der grundsätzlichen Erwartung, dass individuelle Krisen jeglicher Art auftreten können – Studienversagen, soziale Ablehnung, Geldprobleme, Liebeskummer, Prüfungsangst usw. Für solche potenziellen Krisenfälle wird die Rückgriffsmöglichkeit auf die familialen und sonstigen heimatlichen Unterstützungsstrukturen als existenziell notwendig erachtet, und deshalb sollte die ggf. notwendige Heimfahrt nicht länger als eine Stunde in Anspruch nehmen.

Das ist die Problemdiagnose. Nun muss man überlegen, wie kann solche Probleme angemessen bearbeiten. Wie will man Mobilität, die dann vielleicht fünf, sechs oder sieben Stunden Fahrzeit heißt, erzeugen, wenn Leute aus diesen geschilderten

Gründen eigentlich maximal eine Stunde von zu Hause weg wohnen möchten? Die Antwort: Sowohl um allgemeine West-Ost-Mobilitätsanreize zu setzen als auch negative Standortimages in Teilen zu neutralisieren, sind besondere Angebote vonnöten. ‚Besonders‘ heißt in diesem Falle: in dieser Weise an westdeutschen Hochschulen nicht vorhanden, westdeutsche Hochschuldefizite vermeidend und statt dessen so attraktiv, dass der Mobilitätsanreiz stärker ist, als es die Immobilitätsgründe sein könnten. Ich gebe beispielhaft ein paar Hinweise zum Thema „soziale Einbindung am Hochschulort“. Sie zielen faktisch nur darauf, dass sich die sächsischen Hochschulen einigen Aufgaben der Studierendenbetreuung öffnen sollten, die in anderen Hochschulsystemen selbstverständlich sind.

Zunächst: Studierende kommen an eine Hochschule, um zu studieren, also sich Inhalte und Kompetenzen zu erarbeiten und diese zu vertiefen. Sie kommen nicht an eine Hochschule, um stundenlang wegen einer (zudem ungewissen) Seminareinschreibung anzustehen, so zeitintensive wie trickreiche Beziehungen zu suboptimal funktionierenden Verwaltungseinheiten aufzubauen oder die Schwächen ihrer Professoren im Zeitmanagement durch eigene Anstrengungen auszugleichen. Wo sich Studierende in rollenfremden Tätigkeiten aufreiben, die sie eigentlich gar nicht erlernen sollen und für die es häufig gesondertes Personal gibt, dort wird mit individueller Lebenszeit leichtfertig umgegangen – oder um es hochschulreformkompatibel zu sagen: Das ist weder effizient noch studienzeitverkürzend. Die allfällige Rede von der „Hochschule als Dienstleistungsunternehmen“ könnte sich zumindest an dieser Stelle als eindrucksvoll umsetzbare Handlungsmaxime erweisen.

In diesem Sinne sollten die ostdeutschen Hochschulen mit einer ersten Botschaft für sich werben – und sie einlösen: „Bei uns können Sie studieren. Um alles andere kümmern wir uns“. Eine zweite Botschaft sollte daran anknüpfen, dass insbesondere Studienanfänger/innen – adolescent, verhaltensunsicher und in potenzieller Krisenerwartung – besondere sozial-

emotionale Sicherheitsbedürfnisse haben. Diese könnte daher lauten: „Bei uns sind Sie nur dann allein, wenn Sie es wirklich mal wollen. Vor allem aber sind Sie bei uns Mitglied einer Hochschulcommunity“. Um diese beiden Kernbotschaften glaubwürdig zu vermitteln und einzulösen, sollte ein Betreuungspaket insbesondere folgende Elemente enthalten:

- So elementare wie heute keineswegs selbstverständliche Voraussetzungen sind zunächst zweierlei: zum einen ein differenziertes und niedrigschwellig zugängliches Studieninformationssystem im Internet und zum anderen die sofortige und kompetente Reaktion auf Vorab-Anfragen von Studieninteressierten. Die Reaktion muss die Botschaft vermitteln: Bei uns sind Sie willkommen, wir freuen uns auf Sie! In diesen wichtigen Bereich des Erstkontakts müssen entsprechende Ressourcen fließen, und ein Qualitätsmanagement hat hier vor allem zwei Dinge zu klären und sicherzustellen: die Reaktionsgeschwindigkeit (nicht länger als 24 Stunden, andernfalls ist das potenzielle Interesse bereits mit einer negativen Emotion verknüpft) und die Reaktionsweise.
- Die Unterkunft am Hochschulort muss nicht zwingend ein Problem der Studierenden sein, auch wenn das bislang so ist. Immerhin kennen sich die meisten Studienanfänger/innen typischerweise weniger am Ort aus als das langjährig mit der Stadt vertraute Personal der Hochschule. Unter Effizienzgesichtspunkten versteht es sich daher von selbst, wer die besseren Organisatoren von Unterkünften wären. Ostspezifisch tritt hinzu, dass nahezu alle Städte hohe Wohnraumleerstandsquoten aufweisen. Hier liegen daher, neben den Angeboten des Studentenwerks, Kooperationen mit den lokalen Wohnungsgesellschaften nahe, die auf diese Weise ihre Leerstandsprobleme lindern können.
- Aktive Gestaltung einer Orientierungsphase: Heute üblich sind vielerorts Einführungswochen, die häufig von den Fachschaften (mit)organisiert werden. Das ist verdienstvoll, aber nur eine Behelfsvariante, zumal es dabei üblicherweise lediglich um eine Orientierungswoche geht. Angemessenerweise sollten Orientierungspha-

sen ein halbes oder ganzes Jahr dauern.

- Die erste Woche sollte mit Einführungsveranstaltungen von Zentraler Studienberatung, Studienfachberatung, Hochschullehrern und Studierendenvertretung gefüllt sein – und natürlich mit praktischen Beispielen für die weniger ernsthaften Seiten des Studentenlebens. Stadtführung mit stadthistorischer Einführung und Begrüßung im Rathaus durch den Bürgermeister können die Bindung an den Ort vom ersten Tag an fördern.
- Unterstützung durch studentische Tutoren höherer Semester, z.B. durch die Möglichkeit für jeden Studienanfänger, „sich in der Woche vor Vorlesungsbeginn bis in die ersten Semesterwochen hinein einer von Mentoren/Tutoren betreuten Erstsemester-Kleingruppe in seinem Fach/Studiengang anschließen zu können“: „Hier hat jeder Studienanfänger Gelegenheit, andere Erstsemester aus seinem Fach kennenzulernen und mit ihnen gemeinsam seine Studienplanung und den Veranstaltungsplan für das erste Semester zu erarbeiten. Der Mentor (...) unterstützt den Orientierungsprozeß und moderiert die Arbeit der Erstsemester.“ (Bock 2001: 6)
- Ein vergleichbares Mentoring könnte sich auch durch das gesamte Studium ziehen – nicht als Zwangsgemeinschaft wie in den DDR-Seminargruppen, sondern als Angebot von Kleingruppen bis zum Bachelor-Abschluss. Für die Mentorenrolle läge es nahe, Master-Studierende zu gewinnen (denen dies zugleich als ein Schlüsselqualifikationsmodul angerechnet werden könnte).
- Dabei ist zu beachten, dass Tutoren und Mentoren nur dann zweifelsfreien Nutzen stiften, wenn sie auf ihre Tätigkeit vorbereitet wurden und durch Wissenschaftler/innen begleitet werden.
- Tutoren- und Mentoren-Programme können nicht nur ein Argument für die Hochschule bei den Studierenden sein, sondern ebenso ein Argument für diejenigen, die sich für eine solche Tätigkeit interessieren: Die Aussicht auf in der Hochschule angesiedelte, mithin in irgendeiner Weise studiennahe Jobmöglichkeiten kann für Studierende, die auf studienbegleitende Nebentätigkeit finanziell angewiesen sind,

ein starkes Argument für eine Hochschule sein.

- Homogene Studieneingangsvoraussetzungen bei allen Studienanfängern sind eine bildungspolitische Fiktion. Statt ihr anzuhängen, sollten die Hochschulen Umgangsweisen mit der Heterogenität entwickeln. Zum Beispiel können den Studienanfängern geeignete Tests oder Klausuren angeboten werden, die ausschließlich einem Ziel dienen: der Feststellung etwaiger Lücken in den fachlichen Grundkenntnissen und -voraussetzungen – gekoppelt mit einem Beratungsangebot zur Lückenaufarbeitung, wofür wiederum die Hochschule entsprechende Angebote unterbreitet: Brückenkurse, etwa durch studentische Tutoren oder denkbar auch als IT-gestützte Selbstlernprogramme (Bock 2001: 6).
- Das Ergebnis der Orientierungsphase kann durchaus auch eine fachliche Neuorientierung sein (so wie sie heute schon bei einem Fünftel der Studierenden stattfindet). Der sich anschließende Fachwechsel aber ließe sich auf dieser Grundlage, in einer orientierten Art und Weise, als ein produktiver Neubeginn – statt als individuelles Scheitern – wahrnehmen und vollziehen.
- Auch nach dem Orientierungsjahr sind Angebote zu persönlicher Beratung seitens Zentraler Studienberatung, Studienfachberatung, Hochschullehrern, Studierendenvertretung und Studentenwerk notwendig. Dabei geht es, neben der Bewältigung der Studieneingangsphase, vor allem um die Gewissheit, dass bei künftigen Schwierigkeiten professionelle Beratung zur Verfügung steht. Dies ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, um zu einem Studium in größerer Entfernung vom elterlichen Heimatort zu motivieren.
- Nicht jede Hochschule ist eine Campushochschule, doch nahezu jede verfügt über einen innerstädtisch zentral gelegenen Gebäudekomplex, der Campus-eigenschaften aufweist. Insofern kann sich auch jede Hochschule als Campushochschule inszenieren. Dies zu tun, wäre durchaus ratsam, denn auf diese Weise können die studentischen Anschlussbedürfnisse auf einen klar identifizierbaren Ort

gelenkt werden. So ließe sich dem Aufkommen von Fremdheitsgefühlen vom ersten Tage an begegnen. Bislang sind die Hochschulgebäude üblicherweise mit dem Ende der letzten Lehrveranstaltung des Tages verwaist, dunkel und abgeschlossen. An vielen künstlerischen Hochschulen hingegen lässt sich besichtigen, wie es anders aussehen kann. Ein Element des Konzepts könnte also sein, einen innerstädtischen Gebäudekomplex mit entsprechender räumlicher Eignung als Campus der Hochschule zu inszenieren. Das hieße: Dort sollten besonders viele soziale, kulturelle und Geselligkeitsaktivitäten, die an der Hochschule stattfinden, konzentriert werden. Dort sollte es Gastronomie geben. Dort sollten die Lichter nicht zu studententypischen Zeiten ausgehen, und, besonders wichtig in kleineren Hochschulstädten: auch wenn die Stadt schon schläft, sollte dort noch offen sein. Dort, so sollte jeder Student wissen, treffe ich auch um null Uhr noch jemanden, mit dem sich ein Bier trinken lässt. WirelessLAN, soweit noch nicht vorhanden, wäre zumindest an diesem Ort als Grundausstattung einzurichten.

- Ein Kulturpass für alle Studierenden kann sowohl ein Gastlichkeitssignal der jeweiligen Stadt und ihrer Einrichtungen sein, wie er auch den Erstkontakt zu den städtischen bzw. regionalen Kultureinrichtungen erleichtern kann. Ein erster Besuch sollte grundsätzlich kostenfrei, weitere Besuche rabattiert sein.

- Ein ähnlicher Effekt ließe sich über einen Gastronomiepass erreichen, wenn sich hinreichend viele Restaurant- und Kneipenbesitzer finden lassen, die zu Rabatten für die ortsansässigen Studierenden bereit sind.

- In Orten, die über eine etwas leistungsfähigere regionale Wirtschaft verfügen, ließe sich auch über ein Sponsoringsmodell nachdenken, um allen Studierenden ein Lap-top oder/und ein Fahrrad anzubieten. Nicht alle Studenten würden auf dieses Angebot zurückgreifen (was die Kosten begrenzte), aber es wäre sichergestellt, dass alle vergleichbar technisch ausgestattet sind. Denn ein Studium ohne Laptop und Fahrrad schränkt die kommu-

nikative und räumliche Mobilität so sehr ein, dass manche studienbezogenen Gruppenaktivitäten deutlich limitiert wären.

Weiterführenden Ideen sind keine Grenzen gesetzt. Dass die Studentenwerke unverzichtbare Partner bei der Umsetzung solcher Attraktivierungskonzepte wären, liegt auf der Hand.

Dr. Karl-Heinz Gerstenberg

Vielen Dank für die Analyse der Studentenwerke als Seismografen einer risikvollen Entwicklung und für einen Lösungsansatz, wie wir mit einer gesicherten sozialen Infrastruktur Mobilität befördern können, um das vorsichtig zu formulieren. Ich gebe jetzt für das zweite Impulsreferat Andrea Hoops das Wort. Andrea Hoops ist von Haus aus

Diplompädagogin, ist dann in der Erwachsenenbildung tätig gewesen, hatte in ihrer politischen Phase die Chance genutzt, eine internationale Frauenuniversität mit aufzubauen. Seit einer Reihe von Jahren ist Andrea Hoops jetzt stellvertretende Generalsekretärin des Deutschen Studentenwerkes, hat nicht nur den Blick nach Sachsen, sondern den Gesamtüberblick über die Situation in Deutschland. Und wir haben sie eingeladen zu einem Vortrag "Veränderte Rahmenbedingungen, neue Herausforderung für die Studentenwerke".

IMPULSREFERAT II: VERÄNDERTE RAHMENBEDINGUNGEN – NEUE HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE STUDENTENWERKE



Veränderte Rahmenbedingungen – neue Herausforderungen für die Studentenwerke

Andrea Hoops

Stellv. Generalsekretärin des Deutschen Studentenwerks

zukunft_sozial_studieren

Dresden, 26. Juni 2008





zukunft_sozial_studieren.

Tagung zur Zukunft der sächsischen Studentenwerke

Dokumentation der Fachtagung vom 26. Juni 2008

Weitere Informationen zur Tagung auf:

<http://www.hochschulreform-sachsen.de/studentenwerktagung>